Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreißigster Jahrgang

Nr. 24 — Marburg i. H., den 15. Juni — **1916**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland und Oesterreich-Ungarn 2,90 Mk., Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche 0,20 Mk. Letzte Annahme für Inserate Freitag. — Postscheckkonto Frankfurt a. M. 9807 — Tel. 202.

Inhalt: Sollen wir an die Zukunft denken? — Deutsche Frömmigkeit nach dem Krieg — Nationalistische und idealistische Weltpoltitk. Thesen für Goslar — Houston Stewart Chamberlain als Kriegsschriftsteller. Erste Hälfte — Zur Würdigung August Vilmars. Einleitung — Verschiedenes: Ueber das Gewissen (Häberlin); Der Aufbau (Eberhard); Lehrbuch der Psychologie (Elsenhans); Selbstmordverdacht und Selbstmordverhütung (Placzek); Soldatenglaube (Schöll); Deutschland im Urteil des Auslandes (Fränkel); Kriegs-Literatur; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Sollen wir an die Zukunft denken?

Von Ihm und durch Ihn und zu Ihm sind alle Dinge. Röm. 11, 36

„Ein Christenmensch ist ein freier Herr aller Dinge." Wieso? Weil er Gottes Kind ist. Was wollte er anders sein?

Sind wir Gottes Kinder, dann sind uns alle Dinge untertan. Denn unser Vater ist der Allmächtige. Ihm dienen alle Dinge. Auch die Zeit. Auch die zukünftige Zeit. Und darum ist ein Christenmensch Herr der zukünftigen Dinge.

Auch solche, die mit Ernst Christen sein wollen, haben zuweilen eine Scheu, an die Zukunft zu denken, vollends von der Zukunft zu reden. Und sagt nicht Jesus: „Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe"? Gewiß, und mahnt uns, daß wir uns keine Sorge machen sollen: Was werden wir morgen essen, womit werden wir uns morgen kleiden? Aber sein Apostel bleibt doch sein Apostel, wenn er lehrt: „Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen!" Und was ist Arbeiten andres als für die Zukunft sorgen?

Christenmenschen sollen wohl frei und zuversichtlich der Zukunft ins Angesicht schauen, auch wenn sie mit Gefahr und Unheil droht. „Unverzagt und ohne Grauen." Aber sie sollen, was an ihnen ist, der Zukunft abgewinnen durch rechtzeitiges Fürsorgen und Schaffen. Ihnen ist der kommende Tag niemals der Sprung ins Dunkle. Ganz feste Größen winken ihnen mit vertrautem Glanz, die ewigen Sterne, Gott und seine Verheißungen.

Was ist denn Heute? was ist Morgen? „Von Ihm und durch Ihn und zu Ihm sind alle Dinge." Beide, das Heute wie das Morgen wurzeln in der Vergangenheit. Unsre Erkenntnis dessen, was kommen mag, nehmen wir aus dem, was war. Wie mans vom Historiker sagt, daß er ein rückwärts gewandter Prophet sei, so wir Christen. Propheten, die aus dem Erleben einer heiligen Vergangenheit immer wieder Weisung von Weg und Ziel nehmen; rückwärts gewandt ja, aber um immer wieder alsbald erquickt und geklärt vorwärts zu schauen. Gewiß, auch wir sehen eine unbekannte Zukunft vor uns, aber mit ganz bestimmten Aufgaben und wohlverbürgten Hoffnungen im Herzen.

Das eben ist aber dann unsre Gegenwart, unser Gegenwartschristentum. Wir leben in Hoffnung das Leben des Heute, des Augenblicks. Wir können dem Augenblick Dauer verleihen. Weil wir wissen, wozu der Augenblick da ist, tun wir in seiner flüchtigen Gegenwart unsre Pflicht und schlagen damit unsre Brücken aus der Vergangenheit in die Zukunft, aus dem Vergänglichen in die Ewigkeit.

Nur einem Zerrbild von Jenseitschristentum gegenüber hat man Ursache, das Christentum als etwas Diesseitiges, Heutiges und Gegenwärtiges zu verkündigen. In Wirklichkeit lebt der Christ im Jenseits, lebt von dem, was morgen sein wird; aber er lebt heute schon davon, es ist ihm seine Wirklichkeit. Selbst Gegenstand der göttlichen Vorsehung, sieht er alles vor. Er hat seine Hand an den Pflug gelegt und schaut gespannt nach vorn. Das gibt eine gerade, tiefe Furche. Wollte er bloß nach den Schollen schauen, die rechts und links fallen, so würde er nimmermehr seines Ackers Herr. R

Deutsche Frömmigkeit nach dem Krieg

Man hört jetzt unter all den Prophetien und Kombinationen, die Berufene und Unberufene zur Erhellung der Zeit nach dem Kriege so reichlich loslassen, auch öfters das Wort von der neuen Frömmigkeit. Gewiß, so sagt man, unser Volk ist den Geheimnissen religiösen Lebens, an dessen heiligen Brunnen ein Großteil so lange gleichgültig oder spöttelnd vorbeiging, wieder sehnsuchtsvoll nähergetreten. Wir haben wieder ahnen gelernt, daß es unergründbare Tiefen des Lebens gibt, daß sie die Kraft einer ewigen Geistigkeit durchströmt, ja daß ein schaffender Wille im letzten Grunde tätig ist. Wir haben gelernt, vor dieser geheimnisvollen Größe, in deren Macht wir uns und unsre Zukunft schlechthin abhängig erkannten, in Ehrfurcht unser Haupt beugen. Wir haben auch beten gelernt, wenn anders eine persönliche Stellungnahme zu dieser Kraft so genannt werden darf. Aber es ist doch eine neue Frömmigkeit, zu der wir erwachten, größer und freier als die alte, härter und kampferprobter, stolzer und eigenbewußter. Wir haben auch im religiösen Leben die Sentimentalität verlernt.

So sagt man uns. Und verweist vielfach zur Bestätigung dessen auf die Masse unsrer religiösen Kriegsliteratur, vor allem auf all die vielen Kriegslieder, in denen Gott ein häufiger Gast ist — — aber immer als der Herr der Geschicke, der Lenker der Schlachten, der letzte Quell aller Kraft. Ja als der Gott unsres Volkes, als deutscher Herr und oberster König, der sein Volk zu Höhe und Sieg führt und die Gegner zerschmettert. Fast nie als der Vater der Barmherzigkeit, der Freund und Tröster der Schwachen und Sündigen, fast nie als Reichtum überquellender Liebe, fast nie als der Vatergott Jesu.

So ist daher diese „neue" Frömmigkeit bewußt oder unbewußt in scharfem Gegensatz gedacht zum Fundament christlicher Religiosität. Die Freude vieler Theologen und Kirchenmänner über den im Ganzen anhaltend guten Kirchenbesuch schiene demnach verfrüht. Denn wohl kommen Tausende wieder zur Kirche, die ihr dauernd verloren schienen. Aber nur als stille Eroberer, die ihren neuen Geist, ihre neue Frömmigkeit hier suchen und fordern — — und vielfach, das ist gewiß wahr, besonders bei Kriegsandachten, ihn in Ansätzen tatsächlich bereits finden. — — Wie stellen wir uns nun zu dieser neuen Frömmigkeit?

Gewiß: wie jeder Einzelne und jedes Volk, so sieht auch jede Zeit das Ewige mit eigenen Augen. Das Unergründbare und Unmeßbare wird immer nur in ahnenden Bildern erfaßt, das große Licht findet nur mehrfach gebrochen den Weg zu irdischen Augen. Daher ists verständlich, wenn im religiösen Erleben unseres Volkes in unsrer Zeit, namentlich zu Beginn des Weltkrieges, vor allem die Seiten des Göttlichen überwältigend aufleuchteten, die sich im gegenwärtigen Geschehen am deutlichsten zu manifestieren schienen, während alles Andere zurücktrat und zurücktreten mußte, so ganz und voll und tief überrauschte dies Wunderbar-Große unsre kleinen, zitternden Seelen. Es war, sagen wirs offen, eine Zeitlang wirklich schwer und für Viele gewiß unmöglich, christlich zu fühlen, ja auch christ-

lich zu predigen. In der Not unsres Volkes sahen wir die Rechte Gottes uns hilfsbereit zugeneigt, und es schloß sich ein Bund zwischen ihm und uns, wie Jahve zu seinem Volke sprach und sein Flehen vernahm, und wie nur je eine reinnationale, in enger völkischer Begrenzung aufgebaute Religionsform sichs naiv vorstellte. Aber das Begreifliche, vielleicht das Berechtigte einer solchen Anschauung hat nur vorübergehende Geltung. Sie kann wertvoll und segenwirkend sein, wenn ihre kindliche Mythologie der Anstoß wird zu intensiverem religiösem Leben, zu einer Klärung und Vertiefung des einmal machtvoll Erlebten in einer klareren und ruhigeren Zeit. Aber verhängnisvoll wäre es, wollte man diesen im Flammenschein des Weltkrieges grell umstrahlten Bildern des Göttlichen absoluten Wert beimessen. Das wäre ein Rückfall in primitive jüdische und heidnische Vorstellungen, aus denen erst eine jahrtausendlange Entwickelung zu den Höhen christlicher Gotteserfassung hinaufgeleitete. Ueber Kirchlichkeit oder Nichtkirchlichkeit der Frömmigkeit nach dem Kriege läßt sich streiten, über ihre Christlichkeit nicht, wenn sie überhaupt Bestand haben und befruchtend unser Volkstum durchwirken soll.

Wenn wir demnach das Phantasiebild einer Frömmigkeit, die nach dem Krieg das deutsche Volk vornehmlich beherrschen soll, entschieden ablehnen und ihre Möglichkeit und ihre Konsequenzen gar nicht ernstlich erwägen wollen, so ist andrerseits mit Bestimmtheit anzunehmen, daß — — im Rahmen der Christlichkeit — — eine dauernde Wirkung dieses großen Erlebens auf die Religiosität unsres Volkes bleiben wird, daß das christlich-sittliche Gefühlsleben in den religiösen Gemütern eine vielfach bestimmtere und eigenartigere Ausprägung erhalten wird. — — Welche Seiten christlicher Frömmigkeit dürften also allen Anzeichen nach eine besondere Stärkung und Vertiefung erfahren?

Zunächst wird Jedem, der in den Schauern und Wundern dieser Tage wieder zu Gott fand oder den alten Bund tiefer und inniger gründete, sein Leben lang unvergessen bleiben, daß Religion und religiöses Erleben eine irrationale Größe ist. Das Dogmatisieren, Intellektualisieren und Schematisieren tritt damit Gott Lob ganz in den Hintergrund. Name und Wort sind nichts, die begriffliche Vorstellung wenig, Gefühl ist viel, Erleben ist alles. Wir alle, wie immer wir früher standen, haben dies erfahren, und ein Abglanz dieser prophetischen Segnung unsrer Zeit muß nachwirken auf die folgenden Geschlechter, so wie wir uns noch von der viel schwächeren und einseitigeren religiösen Erlebniskraft der Freiheitskriege berühren ließen. Namentlich die erste Zeit nach dem Krieg wird die kirchliche und außerkirchliche Frömmigkeit von dieser Lebendigkeit und Frische getragen sein, von dem freudigen Bekenntnis: wir haben das Heil gesehen mit Augen.

Aber trotz aller Bedeutung des religiösen Einzelerlebnisses wird der Zusammenhang mit Gemeinschaft und Tradition nicht wieder verloren gehen. Es wird dem religiösen Menschen auch in der Folgezeit unvergessen bleiben, welcher Trost- und Kraftreichtum ihm aufging gerade bei gemeinsamen Andachten, wo die Glut gemeinsamer starker Erhebung mit der Gegenwart und die neuerweckten und neuverstandenen alten Lieder und alten Formen mit der Frömmigkeit der Vergangenheit verbanden, wo also eine über Raum und Zeit erhabene Sammlung der Seelen stattfand. Eine große Anzahl religiöser Schriften gerade aus letzter Zeit beschäftigt sich mit Vorliebe mit dieser Frage, und die meisten sind darin einig, daß für den religiösen Menschen die Kirche wieder die Gemeinschaft helfender, heilender, reinigender, segnender und dienender Bruderliebe sein und bleiben müsse.

Ferner wird und soll natürlich bleiben das stolze Bewußtsein der aus Gott gehobenen Kraft. Worte wie der alte Mosestext: „Wenn du wider deine Feinde ziehst und siehest Rosse und Wagen des Volkes, das größer ist denn du, so fürchte dich nicht vor ihnen, denn der Herr, dein Gott, ist mit dir“ oder die wundervollen Jesaiasverse: „Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler, daß sie laufen und nicht matt werden, daß sie wandeln und nicht müde werden“ scheinen ganz für uns und unsre religiöse Hoffenskraft geprägt. Das Göttliche selbst wurde und wird jetzt vor allem als Kraft erlebt, als zerschmetternde, aber auch still aufbauende Kraft, als der einzige Quell jedenfalls, aus dem alle physischen und sittlichen Energien strömen und aus dem wir Geduld und Spannkraft, Härte und Sieg nehmen. Die hohe Wertung alles überwindender Kraft und Stolz und Freude darüber wird aller Frömmigkeit Mark und Stahl geben und sie mit dem Geist christlicher Heldenzeitalter adeln.

Aber: „Mit unsrer Kraft ist nichts getan, wir sind gar bald verloren.“ Jenes frohe und siegesgewisse Kraftgefühl hat im religiösen Leben nur dann positiven Wert, wenn es erfließt aus tiefer Demut. Und auch diese Demut wird ein Kennzeichen deutscher Frömmigkeit nach dem Kriege sein. Und zwar nicht nur, weil all unsre so herrlich bewährte Kraft letzten Grundes aus heiligen Tiefen gnadenreich aufstieg, sondern weil der ganze Krieg mit seinen ungeahnten Furchtbarkeiten uns auch ein todernster Bußprediger ist und sein muß. Gewiß, wir haben den Krieg nicht gewollt, weder Kaiser noch Regierung, weder Volk noch Einzelner. Von der letzten Schuld sind wir alle frei. Aber er folgte doch mittelbar aus Lebensordnungen und Institutionen dieser Erde und ihrer miteinander verkehrenden Völker, und als Glieder dieser Gesellschaft fühlen wir uns mitverantwortlich. Es wäre gewiß schwer, ausführlich zu sagen, was alles nicht sein dürfte und was alles sein müßte, damit wir uns völlig schuldfrei fühlen könnten. Aber daß der Liebesgeist Jesu nicht unter uns waltet, nicht tief und stark genug unter uns Menschen als Gesamtheit, ist uns durch den Krieg zur furchtbaren Gewißheit geworden. Wenn wir all der Opfer gedenken, die hüben und drüben bluten und fallen, so können wir mit den Schwestern des Lazarus ausrufen: „Herr, wärest du bei uns gewesen, unsre Brüder wären nicht gestorben!“ Und dies niederdrückende Bewußtsein, daß wir — — wieder als menschliche Gemeinschaft gesprochen — — mit all unsrer Kultur und äußerlichen Christlichkeit in diesen Weltbrand getrieben wurden oder trieben, ist Grund genug, uns tiefe Demut zu lehren. Und je stiller wir wieder werden, je mehr wir abgerissene Fäden neu zu knüpfen versuchen, desto brennender muß bei aller Freude über Kraft und Sieg der Schmerz über all das von der Menschheit als Gesamtheit verschuldete Leid sein. Das gibt Demut, namentlich den wahrhaft religiösen Naturen.

Daraus folgt dann naturnotwendig ein desto stärkeres Verlangen nach christlicher Liebestätigkeit, ein heißes Sehnen und Fluten der Seele dahin, wo das Allerheiligste des Christentums glüht und leuchtet, nach dem Gral gütiger und allumspannender Liebe. Und so paradox es scheinen mag: je mehr uns der Krieg streiten, zürnen, zeitweilig vielleicht sogar hassen lehrte, desto brennender ist unser Lechzen und Dürsten nach Liebe, nach empfangender, aber mehr noch nach gebender und beglückender Liebe.

Vielleicht ist diese Sehnsucht, die immer mehr in unsrem Volke lebendig wird, das schönste Kleinod, das es heute vor seinen Gegnern auszeichnet. Die Sentimentalität haben wir verlernt, gewiß, echt christliche Liebe hatte damit auch nie etwas gemein. Aber mit Liebe füllen wir den Hunger unsrer Seele, und wenn erst die Friedensglocken erschallen, dann werden alle Kräfte, auch die jetzt noch gebundenen, frei für Werke der Liebe. Die deutsche Frömmigkeit nach dem Krieg wird vor allem eine Frömmigkeit der Liebe sein. Denn je mehr wir litten und leiden sahen, desto tiefer und verstehender wurden wir. Tiefe und Verständnis aber sind die geraden Wege zu Liebe und Christentum.

Lebendigkeit und Kraft, Demut und Liebe seien, so hoffen und wünschen wir, die Leitsterne deutscher Frömmigkeit nach dem Krieg. Dann wird unser Volk reich und stark und gesegnet vor allen Völkern der Erde.

Eine ergreifende kleine Begebenheit, die zu wenig beachtet wurde, zeugt wieder von dieser tröstlichen Wahrheit, und ist auch symptomatisch für die Liebesverbrüderung, die nach dem Krieg wieder lebendig werden und sich um die Wunden und das unsägliche Leid der Welt mitleidsvoll bemühen wird. Der Kunstwart berichtet darüber:

Es war am 16. Juli 1915, daß sich zwischen Freiburg und Romont in der Schweiz die Austauschzüge mit französischen und

deutschen Verwundeten begegneten, die einen wie die andern von Schweizern reich mit Blumen beschenkt. In dem kleinen Bahnhofe von Matran standen die beiden Züge der bisher Gefangenen, die heimkehrten, plötzlich nebeneinander still. Die Wagen mit invaliden französischen Offizieren auf den Geleisen unmittelbar gegenüber denen mit invaliden deutschen. Alles Reden verstummte, alles schwieg. Langsam setzten sich die Züge wieder in Bewegung. Da, plötzlich, warf ein Franzose seinen Blumenstrauß zu den Deutschen hinüber. Und diese einfache Handlung ergriff in dem Augenblick die Menschen wie eine Erleuchtung. Ein Blumenwerfen, ein Begrüßen nicht von Wärme, von Leidenschaft begann hin und her und setzte sich unter herzlichen Zurufen fort, solange man sich aus den beiden Invalidenzügen einander erblicken konnte. — — — So taten die, die gekämpft und gelitten hatten.

Was uns bei dieser kleinen Begebenheit so ergreift, das ist neben dem ästhetisch schönen Bild vor allem die Plötzlichkeit, mit der nach langem Schweigen die Glut der Sympathie, des Mitleids wie durch ein Zauberwort aus ihrer mühsam behüteten Haft losbrach, und wie jetzt in den letzten Augenblicken vor der Trennung alle sich drängten, ihre Liebe zu beweisen, wie es in dieser knappen Minute nur irgend ging, durch Blumen und herzliche Worte, durch Kappenschwenken und wohl auch durch Tränen. Als hätten sie sich jetzt erst erkannt, jetzt erst wieder erkannt als Menschen und Brüder. Durch Mitleid sehend geworden, aber auch durch eigenes Leid, kamen sie zu Taten der Liebe. Solche kleine Szenen werfen ein freundliches Licht in die Zukunft, und alle Sänger von dauerndem Haß, die meist nicht im Feld standen und nicht unter unsäglichen Leiden invalid wurden, mögen sich vor diesen Menschen schämen. Und so dürfen wir ruhig und fest hoffen, daß der höchste aller Werte, in dem Sittlichkeit und Religion eins werden, in dem Gott und Mensch sich unmittelbar finden und durchdringen, der Wert, den der Apostel im berühmten 13. Kapitel des 1. Korintherbriefes mit so übermenschlich schönen und erschütternden Worten verherrlicht, daß die Liebe nach dem Krieg wieder heimkehrt in ihr stilles Heiligtum. Eine Aera der Liebe erhoffen und erwarten wir alle als Frucht und Trost dieser liebelosen Zeit.

Emil Hadina

Nationalistische und idealistische Weltpolitik

Leitsätze für Goslar

1. Der Fortschritt der Menschheit muß sich nach unseren bisherigen geschichtlichen Erfahrungen zunächst innerhalb der Nationen vollziehen. Damit die Menschheit besser werde, müssen die Völker besser werden. Jeder also hat vor allen Dingen sittliche Arbeit in seinem Volke und an seinem Volke zu tun.

2. Es gibt nur ein einziges sittliches Entwicklungsziel für die Menschheit, aber die Berufung, die Begabung und die Aufgaben der Völker zur Mitarbeit an diesem Gesamtziel sind sehr verschieden.

3. Die Größe des menschlichen Einzelgenius ist unabhängig von der Größe des Volkes, aus dem er hervorgeht, aber die Kulturziele, die den Völkern auf der Erde gestellt sind, sind abhängig von dem Umfang des Arbeits- und Machtbereiches eines jeden Volkes.

4. Es gibt Kleinvölker, Mittelvölker und Weltvölker. Den Weltvölkern ist es bestimmt, das Gepräge ihres Wesens der geistigen und materiellen Kulturentwicklung der Welt entscheidend aufzudrücken.

5. Das deutsche Volk hat den Willen, die Kraft und das innere Recht, ein Weltvolk zu werden, weil es sich sagen darf, daß die Weltkultur arm bliebe, wenn die sittlichen Werte des deutschen Wesens nicht mitgestaltend auf sie einwirkten.

6. Wer zum deutschen Weltvolkstum Ja sagen will, muß auch zum Weltkrieg Ja, zu aller nationalistischen Gewaltpolitik aber Nein sagen.

7. Das deutsche Weltvolkstum der Zukunft wird eine Anerkennung und Fruchtbarmachung aller lebensfähigen großen und kleinen Volksindividualitäten sein — oder es wird nicht sein.

Paul Rohrbach

Houston Stewart Chamberlain als Kriegsschriftsteller

Kriegsaufsätze 1914 — Neue Kriegsaufsätze 1915 — Die Zuversicht 1915 — Politische Ideale 1915 — Hammer oder Amboß 1916 — Deutsches Wesen 1916

1

Es war eine der schwersten Enttäuschungen, die das deutsche Volk jemals erlebt hat, als es sich beim Ausbruch des ihm aufgedrungenen Krieges um seine Existenz einem ungezügelten Ausbruch wildesten Deutschenhasses gegenübersah. Verkannt und geschmäht von denen, die es an den Früchten seiner glänzenden Kulturarbeit freigebig hatte teilnehmen lassen und deren kulturelle Leistungen es vielleicht allzu bereitwillig bewundert hatte, lechzte es nach einem Wort der Anerkennung seines Wertes, dessen es sich damals gerade stärker als je zuvor bewußt war, aus neutralem Munde, nach dem Urteil Unparteiischer, die seiner in unsagbar schwieriger Lage hervorgetretenen moralischen und materiellen Kraftentfaltung nicht Bewunderung, aber Gerechtigkeit widerfahren ließen. In dieser Lage mußte es bereitwillig sein Ohr einem Mann leihen, der als Engländer geboren und in Frankreich erzogen mit dem Rüstzeug einer erstaunlichen Belesenheit und glänzenden Schriftstellergabe als Anwalt der deutschen Kultur, des deutschen Charakters, des preußischen Militarismus auftrat. Houston Stewart Chamberlain mußte für seine Kriegsaufsätze Zehntausende von dankbaren Lesern finden, auch unter denen, die seine „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts" nicht kannten, die an seinen Werken über Kant und über Goethe vorübergegangen waren. Und die ihn aus ihnen als einen geistvollen Dilettanten kannten und deswegen seiner Schriftstellerei mit einem Vorurteil gegenüberstanden, konnten sich doch der Tatsache nicht verschließen, daß er in seinen Kriegsschriften Fragen behandelte, über die zu urteilen er durch seinen Bildungsgang wie durch seine mannigfachen Beziehungen zu hervorragenden Persönlichkeiten im feindlichen und neutralen Ausland wie nur Wenige befähigt war. Die von ihm politische Abhandlungen im Stile Rohrbachs und Naumanns erwarteten, werden allerdings enttäuscht worden sein. Aber wem vor allen Dingen an dem Zeugnis des Engländers gelegen war, der die Seele der deutschen Kultur verstanden hatte, der wird sicher auf seine Rechnung gekommen sein. Chamberlain zeigt sich in seinen Kriegsaufsätzen als ein glänzender Feuilletonist; in Deutschland gibt es kaum einen zweiten, der seinen Stoff in so interessanter und lebendiger Form zu behandeln wüßte. Nur einem Bruchteil seiner zahlreichen Leser dürfte dabei zum Bewußtsein gekommen sein, daß je stärker sie den Bedürfnissen des deutschen Gemütes entsprachen, um so schwächer ihr Eindruck im Ausland, besonders in England sein mußte. Der Verfasser erscheint seinen früheren Landsleuten natürlich als Renegat, der als Anwalt ihrer Feinde seinen moralischen Kredit eingebüßt hat. Politischen Wert haben sie daher keinen, — wenigstens keinen, soweit es sich um die große Politik handelt. Den hätten sie nur, wenn sie geeignet wären, die Stimmung in den feindlichen Ländern zu beeinflussen, und das wären sie nur, wenn Chamberlain vermöge seiner englisch-französischen Vergangenheit dort als Autorität gelten könnte. Ob sie politische Bedeutung für die deutsche Politik haben, muß ihre Analyse ergeben.

Man kann sie in drei Gruppen einteilen. Am meisten Zustimmung werden die der ersten Gruppe finden, die sich mit der Stimmung und dem Charakter der kriegführenden Völker beschäftigen und darin die Entstehungsursachen des Krieges aufdecken. (Deutsche Friedensliebe, Deutsche Freiheit, Deutsche Sprache, England, Deutschland, Grundstimmungen in England und Frankreich, Wer hat den Krieg verschuldet?) Kritische Bedenken müssen dagegen schon die Aufsätze der zweiten Gruppe wachrufen, die das Kriegsziel behandeln. (Deutschland als führender Weltstaat, Deutscher Friede, Deutschlands Kriegsziel, Hammer oder Amboß.) Diese werden zu lebhaftem Widerspruch gesteigert durch die Schrift „Politische Ideale", in der Chamberlain seine Anschauungen über die künftige Organisation und Verfassung Deutschlands entwickelt.

2

Das Leitmotiv in den Aufsätzen der ersten Gruppe ist der volkspsychologische und politische Gegensatz zwischen Deutschland

und England. Der Gegensatz zwischen Deutschland und den andern feindlichen Völkern wird nur als Nebenmotiv behandelt. Das ist sachlich richtig, weil es sich im Weltkrieg eben im Wesentlichen um einen Kampf zwischen Deutschland und England handelt. Zugleich ist es psychologisch interessant, weil dabei die Motive für die Umwandlung des Verfassers aus einem Engländer in einen rückhaltlosen Bewunderer deutschen Wesens klar werden.

Den Kern des Gegensatzes zwischen Deutschland und England findet er in dem verschiedenen Freiheitsbegriff. Für den Engländer ist Freiheit „ein jedem Einzelmenschen angeborenes Recht der Willkür", für den Deutschen „ein Gut, das von Jedem erst erworben werden muß durch die Erfüllung von Pflichten, ein Gut, das, wie der deutsche Dichter sagt, im Gemeindrang täglich von neuem erobert werden muß." (KA 2, 98).

Der Engländer versteht unter Freiheit, daß er auf dem Rasen spazieren darf, ohne von einem Schutzmann angeschnauzt zu werden; daß ihn keine Militärpflicht hemmt, mit sechzehn Jahren auf Abenteuer in die weite Welt auszuziehen; daß er von Sekunda ab die Schule verlassen kann, um bei einem Rechtsanwalt Schreiberdienste zu leisten, und auf diesem Wege ohne die lästige Verpflichtung zu juristischen Studien, nach wenigen Jahren Anwalt wird usw. (KA 1, 20)

Die Kehrseite dieser Unabhängigkeit von staatlichem Zwang bildet, wie auch Eduard Meyer in seinem vorzüglichen Buch „England" ausführt, eine sklavische Abhängigkeit von der Mode:

Das beginnt bei den kleinsten Angewohnheiten des täglichen Lebens und führt hinauf bis zu den politischen Ansichten; Alles und Alle über einen Leisten geschlagen. Jeder Mann trägt dieselbe Hose, jede Frau den gleichen Hut. . . . Alle Menschen beiderlei Geschlechts lesen dieselben Romane, verschlingen sie, einen Band pro Tag, „die Romane der Woche". (KA 1, 18)

Dem entsprechend ist die politische Freiheit, — die Freiheit des Volkes, sich selbst zu regieren, durch Minister, die aus der Mehrheit des auf Grund eines erst seit 1832 durch mehrfache Reformen aus einem sehr aristokratischen einigermaßen demokratisch gewordenen, aber noch keineswegs allgemeinen Stimmrechts gewählten Parlaments hervorgehen, — tatsächlich willenlose Unterwerfung unter die Tyrannei einer kleinen Gruppe von Politikern. (KA 1, S. 16). So paradox das auf den ersten Blick erscheint, es ist eine auch von Delbrück (Regierung und Volkswille) festgestellte Tatsache, daß das britische Parlament nicht so viel Einfluß auf die Gesetzgebung hat wie der deutsche Reichstag, weil die Regierungspartei, um sich nicht selbst ihrer Macht zu berauben, genötigt ist, jede Vorlage der Regierung anzunehmen, während die Opposition sie zu verwerfen sich verpflichtet fühlt; eine drakonische Parteidisziplin aber gestattet keinem Mitglied abweichende Abstimmung. Es entfällt dadurch die Möglichkeit einer kritischen Durcharbeitung der Gesetzesvorlagen, wie sie der deutsche Reichstag in seinen Kommissionsberatungen besitzt und häufig sehr zum Vorteil der Gesetzgebung benutzt hat.

Der Deutsche erscheint dem Engländer gegenüber in seinem bürgerlichen Leben beschränkt und gebunden durch eine Menge von Polizeiverordnungen und Verwaltungsvorschriften. Aber es handelt sich dabei im Grunde „um eine Allen zugute kommende allgemeine Ordnung, die . . . als gesunde Schule der Selbstzucht und der Rücksicht auf Andere wirkt." (KA. 1, S. 20 f.) Und gerade durch diese Erziehung gelangt man zur wahren Freiheit, die „durch methodische Emporhebung des Geistes über das anfänglich Gegebene" gewonnen wird. Es wird durch sie eine Staatsgesinnung erzielt, die freiwillig das eigne Interesse dem Wohl des Ganzen unterordnet:

Bezeichnend für die deutsche Freiheit ist die bewußte Voranstellung des Ganzen: alle einzelnen Teile innerhalb des Reiches bewahren ihre unabhänge Eigenart, überwinden sich aber nichtsdestoweniger, sich dem Ganzen einordnen zu lassen; ebenso überwindet sich jeder einzelne Mann von Kindheit auf zugunsten der Gesamtheit: das ist der erste Schritt auf dem Wege zur Freiheit. (KA 1, 22)

Ganz recht, aber nur in der Theorie. Bei der großen Masse des Volkes erreicht diese Erziehung zur Freiheit nämlich leider nicht ihr Ziel. Sie fügt sich dem staatlichen Zwange und „schimpft" mehr oder weniger laut auf alle staatlichen Einrichtungen. Der Engländer fühlt sich frei und merkt nicht, daß er innerlich und äußerlich abhängig ist; der Deutsche fühlt sich gebunden und merkt nicht, daß er sich auf dem Wege zur Freiheit befindet. Die englische Freiheit ist ein Begriff, der einen tatsächlich bestehenden Zustand unzutreffend bezeichnet; die deutsche Freiheit ist eine Idee, die sich unter den tatsächlichen Verhältnissen unvollkommen verwirklicht.

Chamberlain vergleicht die empirische englische Freiheit mit der idealen deutschen. Sein Urteil ist daher schief. Immerhin wenn nach Lagardes schönem Wort „frei nicht ist, wer tun kann, was er will, sondern wer werden kann, was er soll", so gibt es in Deutschland mehr wahre Freiheit als in England. Trotz des preußischen Militarismus, nein, gerade durch ihn:

Die deutsche Armee ist heute die bedeutendste sittliche Erziehungsanstalt der Welt. Disziplin kann ein Dschengis Khan erzwingen, damit erzieht er sich aber nur wilde Bestien. Die deutsche Armee dagegen — dank den Hohenzollern und dem preußischen Geiste — erzieht zu Gehorsam und zugleich zu Selbstachtung, zu Dulden und zu Handeln, zu Genauigkeit und Erfindung. (KA 1, 78)

Sie bildet tatsächlich Persönlichkeiten heran, besonders in ihren Offizieren, die durch ihr sicheres und ruhiges Auftreten, ihre Selbstbeherrschung und Entschlossenheit Schillers Wort bestätigen: Im Gehorsam fühlt sich die Seele am freiesten. Aber der Militarismus garantiert auch die politische Freiheit des deutschen Volkes in der wichtigsten Lebensfrage: bei der Entscheidung über Krieg und Frieden. Weil jeder Krieg eben infolge der allgemeinen Wehrpflicht „jeder Familie des ganzen Landes ins Herz greift" (KA 2, S. 33), ist ein Krieg unmöglich, von dessen Gerechtigkeit und Notwendigkeit nicht jeder Deutsche überzeugt ist. Kaiser und Bundesrat können ihr verfassungsmäßiges Recht, Krieg zu erklären, „ohne die einmütige, begeisterte Zustimmung des ganzen Volkes nie ausüben" (ebenda S. 31), während das nominell sich selbst regierende englische Volk durch sein Parlament keinerlei Einfluß auf die großen Lebensfragen des Weltimperiums auszuüben vermag, sondern vollkommen seiner Regierung ausgeliefert ist, die ohne einen Menschen zu fragen heute oder morgen den Krieg erklärt und höchstens für irgend eine Parole sorgt, die dann einstimmig aufgenommen wird. (S. 33).

Wie der deutsche Militarismus direkt die Kriegslust dämpft, so fördert er indirekt die Friedensliebe. Der Geist der preußischen Armee, den Chamberlain als Kooperation und Präzision, Vereintwirken und Genauwirken charakterisiert, hat nämlich einen hervorragenden Anteil an den glänzenden Leistungen der deutschen Industrie und dem erstaunlichen Aufschwung des wirtschaftlichen Lebens in den letzten Jahrzehnten. Und durch diese Fortschritte auf allen Gebieten seiner Volkswirtschaft mußte Deutschland eine führende Weltstellung gewinnen, wie sie ihm kein Krieg mit gleicher Sicherheit verschaffen konnte. Also weil der Geist der deutschen Armee „der Geist des ganzen deutschen tatenlustigen Volkes ist", schreitet Deutschland an der Spitze aller Völker der Welt. Der deutsche Armeegeist hat, anstatt wie die englische Flotte Räuberinstinkte großzuziehen, Friedenswerke gefördert und damit der deutschen Friedensliebe eine starke materielle Grundlage geschaffen. (KA 1, 79).

Gewiß übertreibt Chamberlain, wenn er behauptet:

In ganz Deutschland hat in den letzten 43 Jahren nicht ein einziger Mann gelebt, der den Krieg gewollt hätte, auch nicht einer. (KA 1, 12)

Aber aufs Ganze gesehen ist die Friedensliebe des deutschen Volkes über jeden Zweifel erhaben.

Die Schuld an der Entstehung des Weltkrieges liegt bei Deutschlands Feinden, vornehmlich bei England. Während Rußland getrieben wurde durch „eine Art physische, brutale, blinde Kraft", „welche dieses ungeheure, gestaltlose Reich treibt, sich nach allen Seiten immer weiter auszudehnen" (KA 1, S. 44), — wozu allerdings zu bemerken wäre, daß Rußlands Ausdehnungsbedürfnis in diesem Falle geleitet wurde durch ein klares politisches Ziel, den ihm um seiner Getreideausfuhr willen notwendigen Besitz der Dardanellen, — und Frankreich seinem Revanchebedürfnis, das nach Chamberlains Jugenderinnerungen übrigens nicht erst als Verlangen nach Rache für den „Raub" von Elsaß-Lothringen entstanden ist, sondern lange vorher als Wunsch nach Wiederherstellung der bei Waterloo verlorenen gloire vorhanden war (KA 2, S. 25, 40), seine politischen

Interessen zum Opfer brachte, hat die englische Politik seit Eduard VII. völlig leidenschaftslos mit unerbittlicher Logik und eiserner Konsequenz den Krieg geplant zur Vernichtung des deutschen Handels. Dabei war durchaus kein Haß gegen Deutschland im Spiel; es handelte sich lediglich um „die Hypnose einer Notwendigkeit." (KA 2, 19).

Trotzdem Chamberlain seine Ansicht auf charakteristische Aeußerungen von Privatpersonen wie auf Auslassungen von führenden kommerziellen und technischen Zeitschriften zu stützen vermag, ist es doch sehr die Frage, ob ihm gegenüber nicht Historiker wie Eduard Meyer, Delbrück, Daniels Recht haben, die Englands Kriegsgrund in seiner Furcht vor der Bedrohung seiner Seegeltung durch Deutschlands Kolonial- und Flottenpolitik finden und einen aus ihr hervorgegangenen Deutschenhaß an sehr beachtenswerten Erscheinungen im öffentlichen Leben Englands nachweisen. Immerhin lassen sich Englands frühere Kriege sämtlich als Handelskriege auffassen, sodaß die Vernichtung des deutschen Handels als Kriegsziel seiner seit drei Jahrhunderten verfolgten Politik durchaus entspräche. Für diese Räuberpolitik ist die englische Gesamtheit moralisch verantwortlich; denn sie:

ergibt sich mit Notwendigkeit aus der Einstellung des gesamten Lebens auf brutalen Gelderwerb, unter Preisgabe des Landbaus und unter Verzichtleistung auf alle und jede Sittlichkeit und Menschlichkeit, sobald die Interessen des Geldbeutels in Frage kommen.

Allerdings sind sich weite Schichten der Nation dieser Unmoral nicht bewußt:

Es findet nämlich bei den Engländern innerhalb des Hirnes eine eigentümliche Teilung statt: wie sie Soldaten bezahlen, die ihre Schlachten zu schlagen haben, ebenso bezahlen sie Minister, um ihre auswärtige Politik rücksichtslos zu führen, sie selbst aber wissen wenig von dem, was da vorgeht, und glauben grundsätzlich ohne weiteres, was man ihnen zu erzählen für gut findet. Es ist eine Art mehr oder minder unbewußten Sichselbstbelügens. (KA 2, 53)

Ob dieser Zwiespalt tatsächlich in der Gedankenwelt jedes einzelnen Engländers herrscht, mag dahingestellt bleiben, — die englische Volksseele ist jedenfalls geteilt in eine christliche und eine mammonistische Hälfte, die nichts miteinander gemein zu haben scheinen. Die christliche Seele, die für philanthropische und humanitäre Bestrebungen nicht nur schwärmt, sondern schafft und Opfer bringt, hat keinerlei Einfluß auf die mammonistische, die mit skrupelloser Rücksichtslosigkeit Geschäfte und Politik macht. Nur muß die englische Politik auf die von christlichen Traditionen und humanitären Ideen beherrschte Volksstimmung Rücksicht nehmen und daher ihre Ziele durch Schlagworte verhüllen, die dieser Genüge leisten. Daraus entsteht der cant der englischen Politiker, der uns Deutschen mehr als alles Andere zuwider ist. Chamberlain sucht den englischen Volkscharakter historisch zu analysieren und findet ihn bestimmt durch eine „Begebenheit" — die Unterwerfung der angelsächsischen Bevölkerung durch die Normannen im elften Jahrhundert, die nicht zu einer Verschmelzung der Eroberer mit den Unterworfenen geführt hat, sodaß daraus zwei noch heute durch Aussehn und Aussprache scharf unterschiedene Volkstypen entstanden sind, — und eine „Wendung", die Abwendung des unkriegerischen und wasserscheuen Engländertums von der Landwirtschaft und seine Hinwendung zu Handel, Schiffahrt und Krieg im sechzehnten Jahrhundert infolge der durch die portugiesischen und spanischen Entdeckungen veränderten Weltlage, die gerade England eine unvergleichliche Gelegenheit zur Bereicherung bot (KA 1, 56):

Die Katastrophe des völligen Niedergangs der englischen Heiterkeit, der englischen Weisheit, der englischen Redlichkeit ... ist dem Umstand zuzuschreiben, daß die Wendung zu Krieg, Handel und Piraterie ein Volk traf in jener eigenartigen zwiespältigen Zusammensetzung. ... Sobald der brave angelsächsische Bauer zum Piraten umgewandelt war, da stand die blonde Bestie da, wie sie der deutsche Philologe in seinem Wahnsinnstraum erblickte; und sobald der „verfeinerte" Adlige des 15. Jahrhunderts die geistigen Interessen verloren hatte und nach Gold lüstern geworden war, da stand der herzlose Sklavenhändler da, der sich vom spanischen Gewaltmenschen einzig durch die Heuchelei unterschied. Nichts Roheres gibt es auf der Welt, als einen rohen Engländer; er besitzt gar keinen anderen Halt als eben seine Rohheit. (KA I, 62).

Chamberlain will übrigens keineswegs sagen, daß jeder Engländer ein roher Mensch wäre. Im Gegenteil:

Man könnte England „das Land der Freundlichkeit" nennen; so schwer der Engländer seine Freundschaft schenkt, so schnell, unaufgefordert, tatkräftig reicht er dem Hilfsbedürftigen die Hand; ... es scheint sich irgendwie aus dem starken individualistischen Zug von selbst zu ergeben; ... das Gesetz des „Jeder für sich" zeugt ein zweites: „Jeder für den Andern, der in Not gerät". Auch andere hohe Eigenschaften findet man dort stark entwickelt, so z. B. Zurückhaltung und Feingefühl im Umgang; wer mit Engländern aus gebildeten Kreisen verkehrt hat, weiß, was Zartsinn in den Beziehungen zwischen Mensch und Mensch ist. (Die Zuversicht S. 7 f.)

Und auch der rohe Engländer

ist meistens kein schlechter Mensch; er hat Offenheit und Energie und Lebensmut; er ist aber ignorant wie ein Kaffer, macht keine Schule der Ehrfurcht und des Gehorsams durch, kennt kein anderes Ideal als to fight his way through. (KA 1, 62).

England hat starke, furchtlose, gewandte Männer zu tausenden gezüchtet, die — sei es im Staatsdienst, sei es auf eigne Hand — jung schon in die weite Welt hinausfliegen; handeln sie für sich, so ist ihnen keine Initiative zu kühn, handeln sie für den Staat, so tragen sie ohne Zagen die schwerste Verantwortlichkeit; ... England regiert durch Charakterstärke. (Politische Ideale S. 80).

Bei solcher Würdigung des englischen Volkes trotz seiner klar erkannten Schwächen und Untugenden muß es Chamberlain als „eine frevle Zumutung" zurückweisen, England hinfürder zu hassen, ebenso wie Frankreich und Rußland; er empfindet das sehr richtig als ganz und gar undeutsch. (Die Zuversicht S. 9.) Lissauers „Haßlied" ist nach seiner Ansicht nicht deutschem, sondern semitischem Geiste entsprungen.

Trotz ihrer weit ausholenden historischen Begründung ist diese Analyse des englischen Volkscharakters jedoch keineswegs objektiv, sondern durch sich widersprechende Stimmungsurteile ihres temperamentvollen Verfassers getrübt. Das soll indes kein Vorwurf sein. Aber — und das ist viel bedenklicher — die historische Begründung ist offenbar einseitig und weist die konstitutiven Elemente des englischen Volkscharakters keineswegs vollständig auf. Oder sollten wirklich die Kämpfe und Revolutionen der Reformationszeit, die der englischen Staatsverfassung und dem englischen Kirchenwesen ihr Gepräge gaben, auf ihn keinen Einfluß gehabt haben? Geht nicht gerade auf sie der englische Individualismus und Freiheitsbegriff zurück? Wurzelt nicht in der alttestamentlich gefärbten Religiosität des Calvinismus die Ueberzeugung der Engländer, Gottes auserwähltes Volk, wohl gar die Nachkommen der untergegangenen zehn Stämme Israels zu sein, aus der sich ihr Selbstbewußtsein gegenüber den foreigners ebenso ableitet wie ihr naiver Glaube an den Völker beglückenden Beruf der englischen Weltmacht? Hat demgegenüber die Zweiteilung des Volkes in die Adelskaste und die Plebejer wirklich noch die Bedeutung, die Chamberlain ihr beilegt, seitdem das Wahlrecht zum Parlament immer demokratischer geworden ist und Vertreter der Arbeiterklasse im Kabinett sitzen? Von einer Ausgleichung der Klassengegensätze, wie sie damit gegeben ist, ist Deutschland doch noch recht weit entfernt. Chamberlain, der durch und durch aristokratisch denkt, hält diese Demokratisierung, die jedenfalls den Vorzug hat, daß es tüchtigen Charakteren weit eher möglich ist, ihre Kräfte an leitender Stelle zur Geltung zu bringen als unter unsern deutschen Verhältnissen, wo man „Konnexionen" haben muß, um „Karriere zu machen", offenbar für verhängnisvoll. Aber wie kann er dann doch wieder die Absonderung der Adelskaste, die ja keineswegs so streng ist, daß nicht unaufhörlich Menschen aus ihr herausfallen und andere in sie hineingelangen (KA 1, S. 47), als Englands Verhängnis bezeichnen? Hält somit seine Analyse des englischen Volkscharakters keineswegs jeder Kritik stand, so löst sie doch manches Rätsel und macht manche Unbegreiflichkeiten der englischen Politik einigermaßen verständlich.

Schluß folgt Ernst Rolffs

Zur Würdigung August Vilmars

Wenn man heute in der für alle geschichtliche Betrachtung notwendigen zeitlichen Entfernung auf das Leben unseres deutschen Volkes in den Jahren 1813—1870 zurückblickt, so tritt für den Betrachter immer klarer die Bedeutung des Jahres 1848 hervor. Man hat das Gefühl, als ob vor diesem Jahre unser Volk wie in einem dunklen Wald ginge ohne Weg und Steg. Drohend stehen die Wetterwolken am Westhimmel und machen es finster. Da plötzlich zucken die Blitze, und sie erhellen un-

mittelbar vor dem wegsuchenden Wandersmann einen tiefen tiefen Abgrund. Wir Menschen von heute können uns darum kaum noch die leidenschaftliche Erregtheit unseres Volkes in diesem Jahre anschaulich machen. Es ist nun äußerst interessant, in das Seelenleben solcher Männer hineinzuschauen, denen diese Erschütterungen des Jahres 1848 den Mittelpunkt ihres Lebens bedeuten. Es ist mir vergönnt gewesen, in meinen Studien der letzten Jahre diese Beobachtung an drei sonst völlig von einander geschiedenen Männern zu machen.

Der erste ist der einfache Mann des Volkes: Friedrich Wilhelm Raiffeisen. Er sah in den Schrecken dieses Jahres vor allem die soziale Not besonders des Landvolkes; er sah auch die sittlich-religiöse Ursache dieser Not, und er machte sich an ein Werk, das ihr steuern sollte.

Der zweite ist Johann Hinrich Wichern. Er erkannte in diesem Jahre die soziale und die religiöse Not der werdenden Großstadt, die ungeheure Verwahrlosung der Jugend. Sein Werk der Inneren Mission galt der heiligen Aufgabe, die Kräfte des Evangeliums hierfür wirksam werden zu lassen.

Und der dritte in meiner Betrachtung ist der Hesse August Vilmar. Auch für ihn ist das Jahr 1848 der Mittelpunkt seines Lebens. Er fühlte das Leben und die Not eines in sich geschlossenen deutschen Volksstammes, des hessischen, dem sein Herz mit allen Fasern bis zum Ende gehört hat. Er hat in sich den Beruf gefühlt, diesen seinen Heimatstamm aus der Revolution und aus dem „Abgrund" herauszureißen und etwa im Hessenland ein Stück civitas Dei (Bürgerschaft Gottes) aufzurichten, so wie es einst der Reformator Kalvin für Genf hatte tun wollen. Es ist selbstverständlich, daß es einem Manne wie Vilmar an begeisterter Jüngerschaft und an erbitterter Feindschaft nicht gefehlt hat. In geradezu enthusiastischer Weise haben seine näheren Freunde, vor allem sein Bruder, der Metropolitan Wilhelm Vilmar, von Vilmars Tun Neues erwartet. Als im Jahre 1850 August Vilmar, bis dahin Gymnasialdirektor zu Marburg, als vortragender Rat in das Ministerium nach Kassel berufen wurde, schrieb ihm Wilhelm Vilmar:

> So weit ist es also gelungen, und wir können auch hieran sehen: Der Herr ist mit uns. Doch ist nunmehr die Stunde gekommen, wo schnell und sicher gehandelt werden muß; denn die Zeit ist kurz und kommt so nie wieder, damit die kleine Schaar der Auserwählten wenigstens ihr irdisches Dasein vollenden kann. Hessen erfüllt seine Bestimmung. Du bist nunmehr wieder in Kassel, und dir wird Gott seine Weisheit aus der Höhe geben und dich stärken mit Recht und Gerechtigkeit. Denn an deiner Person hängt die Zukunft, und du lebst nur, indem du die Vergangenheit und die Zukunft bindest.[1]

Man vergleiche hiermit das Urteil Richard M. Meyers in der Deutschen Literaturzeitung 1914 S. 739:

> Die Vorstellung von einer absoluten Einzigkeit Hessens in staatlicher, wie in kirchlicher Beziehung hätte etwas Rührendes, wenn sie nicht wie anfangs zu messianischen Hoffnungen auf die Errettung Deutschlands von hier aus, so später zu einer wilden Verleugnung aller Gemeinschaft mit der historischen Entwicklung des übrigen Deutschlands geführt hätte. Es dauert auch in dieser Isolierung der Heimat von dem ganzen Vaterlande ein Stück mittelalterlicher und noch mehr dem 17. Jahrhundert angehöriger Auffassung fort, das stärker ist, als die doch ehrlichen gesamtdeutschen Empfindungen des ausgezeichneten Geschichtsschreibers unserer Nationalliteratur.

Wie sehr andererseits Vilmar und sein Kampfgenosse, der kurhessische Minister Hassenpflug, gehaßt worden sind, so daß sie in den Jahren 1850—1860 die bestgehaßten Männer im deutschen Vaterland gewesen sind, dafür brauche ich wohl kein Zeugnis anzuführen. So stand nun das Bild August Vilmars da:

> Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt
> Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte,

oder, wie Vilmar selbst einmal bekennt:

> Die Welt schlägt uns immer falsch an, bald zu hoch, bald zu gering. Beides habe ich erfahren.[2]

Da ist es nun ein großes Verdienst der Elwertschen Verlagsbuchhandlung zu Marburg, die Vilmars Geschichte der deutschen Nationalliteratur in so vielen Auflagen hat herausgehen lassen, und vor allem ist es das Verdienst des Herausgebers der hessischen Blätter, des Pfarrers Wilhelm Hopf, daß er uns eine ganz ausführliche Biographie seines Oheims geschenkt hat.[1])

Wiegand-Greifswald darf in seinem Aufsatz[2]) über diese Biographie, der wohl als ihre tiefgehendste Kritik anzusehen ist, mit Recht sagen, daß Hopf diesem Werke ein großes Stück eigenen Lebens und besten Könnens gewidmet hat. Dennoch ist nach einem eingehenden Studium des Buches zu sagen: Einen Abschluß kann dieses Werk über Vilmar noch nicht bedeuten. Der begeisterte Jünger hat es geschrieben; dazu hat er so reichlich die Briefe Vilmars und seine selbstbiographischen Nachrichten benutzt, daß sich das ganze Werk wie eine Selbstbiographie liest. Darin liegt die Unmittelbarkeit, aber auch eine empfindliche Schwäche des Buches. So frage ich nun: Hat Hopf Recht, wenn er z. B. in der Schilderung der Jugendentwicklung Vilmars vom radikalen Rationalismus zum strengsten Konfessionalismus fast ausschließlich den selbstbiographischen Notizen Vilmars folgt, die dieser nicht am stillen heiteren Lebensabend niedergeschrieben hat, sondern in der Kampfesstimmung der „Theologie der Tatsachen"? Ich muß Wiegand darin zustimmen, daß Vilmar, um sich im Kampfe der Gegenwart zu stärken, von der Gegenwart auf die Vergangenheit reprojizierte. So sehr die Offenheit zu begrüßen ist, mit der Hopf diesen Entwicklungsgang Vilmars darlegt, so vorsichtig muß man da doch urteilen. Und welche schiefen Urteile finden sich bei dem alternden Vilmar über Preußen! Bis in die Kleinigkeiten hinein spürt man das. In seiner so schönen Geschichte des Volksliedes sagt er, das Volkslied gehe nun bergab, seitdem es von preußischen Soldaten gesungen werde. Preußen ist ihm wie das rote Tuch, über das er in Zorn gerät. Und gerade weil Hopf sich da ganz eins mit seinem Meister fühlt, gilt es sich mit dem Buche, noch mehr aber mit Vilmar selbst auseinanderzusetzen. Ein solches leidenschaftsloses Auseinandersetzen ist heute diesem Mann gegenüber unsere Pflicht, den man als die markanteste Persönlichkeit des Hessenlandes, als die „knorrige Eiche" aus dem Hessenvolk, je als einen der größten Hessen neben den Brüdern Grimm zu bezeichnen hat. Wir erweisen damit nicht bloß unserer evangelischen Kirche, insbesondere unserer hessischen Landeskirche, sondern auch dem Gedächtnisse dieses Mannes selbst einen Dienst. Denn das tritt doch in dem Werke Hopfs, vor allem durch das mitgeteilte Briefmaterial hervor, welche tiefe Tragik in dem Leben Vilmars liegt. Viel glückliche Stunden hat er nicht gehabt. Seine leidenschaftliche Natur und seine fast über Menschenmaß hinausgehende Bürde von Arbeit, deren Selbstlosigkeit auch ausgesprochene Gegner anerkennen mußten, haben sein Leben in einer fast ständigen Spannung erhalten. Mein Vater, ein bejahrter Volksschullehrer, der Vilmar sein Bestes für sein inneres Leben verdankte, schrieb mir, daß er das Buch nicht weiter lesen könne, „weil mich die Leidensgestalt des Mannes, wie aus seinen Briefen zu ersehen ist, zu sehr angreift". Und fast hiermit gleichlautend sagt Richard M. Meyer in seinem oben genannten Aufsatz: „Man möchte mit Gerhart Hauptmann sagen: Was muß der Mann gelitten haben!" Die Tragik eines Menschenlebens, vor allem eines Heldenlebens, hat nun aber ihre Wurzel darin, daß unmittelbar neben der Größe eines Menschen, ja fast mit dieser Größe verwoben, auch seine Fehler liegen. Zu einem ruhigen Betrachten über das Große und über das Falsche im Leben Vilmars möchte der folgende Versuch zur Würdigung August Vilmars anleiten.

Wenn man nicht der vorzüglichen Einteilung Hopfs: Lehrjahre, stille Schaffensjahre in Marburg, Revolution und Reaktion, der Professor der Theologie, folgen will, wird es schwer sein, nun eine Sonderung in dem Lebenswerk Vilmars vorzunehmen, weil er ja in allem, was er tut, seine ganze Persönlichkeit einsetzt. Ich möchte gemäß meinen einleitenden Worten das Jahr 1848 als den Mittelpunkt in Vilmars Leben bezeichnen und will zu schildern versuchen, wie Vilmar vor diesem Jahre als

1) Grebe: August F. Chr. Vilmar, als Oberhirte der Diözese Kassel. Elwert, Marburg, 1904.
2) Hopf: Vilmar 1, 441.

1) Wilhelm Hopf: August Vilmar. Ein Lebens- und Zeitbild, 2 Bde. Marburg, Elwert 1913. 10 Mark.
2) Zeitschrift für Kirchengeschichte, Band 35, 1.

Mann des Volkes und des Volkstums, als Mann der Kirche und als Staatsmann geworden ist und welche Resultate sich hieraus nach 1848 in seinem Werke ergeben. Eine Kritik wird vor allem beim zweiten Stück einsetzen müssen. Warum ich nicht im Besonderen von Vilmar als Theologen reden kann, werde ich zu begründen haben. Johannes Fenner

Verschiedenes

Ueber das Gewissen. Von Paul Häberlin. Basel, Kober C. F. Spittlers Nachfolger 1915. 77 S. 1,20 Mk.

In der kleinen, aber inhaltvollen Schrift behandelt der Berner Philosoph die bedeutsame Frage nach dem Wesen des Gewissens.

Wir Menschen stellen uns, so führt er aus, bei einiger Selbstbesinnung unserm Sein in verschiedener Weise beurteilend gegenüber und unterscheiden dabei grundsätzlich Dreierlei: was wir sind, was wir sein möchten und was wir sein sollen. Dabei ist schon die Tatsache der Selbstbeurteilung überhaupt von größter Bedeutung. Wir „sind“ nicht einfach, sondern wir beurteilen dieses unser Sein. Dem primär erlebenden Ich steht eine andre, eine beurteilende Instanz gegenüber. Nicht minder wichtig sind die Arten der Selbstbeurteilung. Mit den beiden ersten verbindet sich eine Wertung unsers tatsächlichen Seins, eine Selbstbeurteilung von einem idealen Gesichtspunkte aus, der entweder in dem gegeben ist, was wir sein möchten, oder in dem, was wir sein sollen. Das Ideal ist entweder ein Wunschideal oder ein autoritatives Ideal. Auch bei der möglichen und vorkommenden Verschmelzung beider bleibt ein formaler und sehr ernst zu nehmender Unterschied zwischen Wünschen und Sollen bestehen. Das Wunschideal ist gebildet nach dem Gesichtspunkt des Seinmögens. Da handelt es sich um keine andre als Triebhintergründe, und kann das Wunschideal mit den Triebwünschen sich ändern. Aber Wünsche und Wunschideal sind doch nicht letzte Instanz. Es gibt noch einen anderen Gesichtspunkt der Beurteilung, das ist nicht der des Seins oder des Seinmögens, sondern der des Seinsollens. Es ist diejenige Art der Selbstbeurteilung, die man im Auge hat, wenn man vom Gewissen spricht. Die Gewissensbeurteilung hat prinzipiell anderen Charakter als die Wunschbeurteilung. Sie hat autoritativen Charakter. Wunsch- und Triebqualitäten kommen da gar nicht in Betracht. Da gibt es unter dem Gesichtspunkte des Seinsollens für das Gewissensurteil nur ein Kriterium: recht oder unrecht. Es gilt überhaupt unbedingt. Es kehrt sich an kein Wenn und kein Aber. Es läßt nicht mit sich markten. Es trägt absoluten Charakter. Dieser hängt zusammen mit seiner imperativen Gewalt, mit seiner unantastbaren und inappellabelen Kompetenz. Es ist unbedingtes Urteil über das Sein (samt den Wünschen) und auch unbedingte Forderung an dieses Sein. In jeder der beiden Beziehungen ist es im Gegensatz zu anderen Selbstbeurteilungsarten unbedingt, absolut, und darum imponiert es als schlechthin notwendig. Darum ist das, worauf es hinzielt, auch schlechthin wertvoll, während ein Wunschideal, das ja von der variabeln Triebbeschaffenheit abhängt, nur bedingt wertvoll ist. Mit dem Charakter der Absolutheit und Notwendigkeit hängt auch der Charakter der Konstanz und Einheitlichkeit unzertrennlich zusammen. Wir haben in allen echten Gewissensurteilen und Gewissensforderungen einer Persönlichkeit zusammen ein absolut konstantes und einheitliches System, bei dem es sich auch um absolute Wahrheit handelt. Erst das Gewissensideal ist wirklich ein Ideal. Häberlin nennt es im Unterschied von jedem Wunschideal, das im strengen Sinne überhaupt kein Ideal ist, eine Idee. Die Idee ist für jede Persönlichkeit das, was sie schlechthin sein soll. Es weiß Jeder, der Gewissen spürt, sich als ein Doppelwesen, ein empirisches und ein ideales zugleich. Die Idee (unser ethisches Ideal) ist unser eigentliches Wesen, das es aber erst zu realisieren gilt. Indem wir sie suchen, suchen wir uns selber, unser wahres Wesen. Wir treiben uns herum in einer fremden Welt; aber wir suchen unsre Welt (die Welt der Ideen, der Werte) und sollen sie suchen und finden nicht eher Ruhe, als bis wir sie gefunden haben. In der Idee liegt unsre Bestimmung, die der Sinn unsers Daseins ist, und das Gewissen ist nichts anderes als die Stimme dieser Idee, die mehr oder weniger richtig verstandene Manifestation einer absoluten Idee. In unsre Wünsche haben wir unser ethisches Ideal aufzunehmen als den wahren und ewigen Wert, der absolut gilt.

Es ist verkehrt, unter Gewissen eine wesentlich negative und jedenfalls nur formale Instanz zu verstehen. Als negative Instanz ist das Gewissen nur auf Grund des positiven Ideals und der positiven Forderung als eine von zwei Seiten da. Es ist gar nicht im wesentlichen ein Instrument des Tadels, sondern vor allem der Ausdruck der persönlichen Idee. Die Zensuren, die das Gewissen austeilt, sind nur deshalb möglich, weil das Gewissen sein „formales Urteil“ im Namen eines Inhalts abgibt. Es kritisiert von einer einheitlichen, inhaltlich bestimmten Idee aus, welche den ganzen Menschen, wie er sein soll, umfaßt. Es ruft uns zu unsrer Bestimmung und weist uns unsre Aufgabe.

Nach solchen Ausführungen über die Bedeutung der Idee und das Wesen des Gewissens wendet sich Häberlin gegen ein paar Einwände des unsrer Zeit tief im Blute steckenden Relativismus. Er bekämpft die falsche Einschätzung der empirischen Wissenschaft und die damit zusammenhängende weitverbreitete Unfähigkeit, das zu sehen, was nicht empirischer Art ist: die Idee des Seienden, das Seinsollende, die Welt der ewigen Werte. Er verlangt die große Unbefangenheit, die es uns möglich macht, die Idee, die wir im Grund alle spüren, als absolute, fordernde Macht und das Gewissen als Anwalt dieser absoluten Idee anzuerkennen und dabei weiter der Wissenschaft zu dienen. Es handelt sich hier um eine Macht, die gar nicht in die empiristisch befangene Weltansicht hineinpaßt.

Alle Versuche, die bloße Relativität des Gewissens nachzuweisen, zeigen sich bei gründlichem Zusehn und Nachdenken als solche, welche mißlingen müssen. Weder aus vermeintlicher Inkonstanz oder Uneinheitlichkeit noch aus vermeintlicher Triebhaftigkeit oder vermeintlichem Nichtvorhandensein ist die Relativität des Gewissens zu folgern. Es ist unter allen Umständen theoretisch und praktisch von größter Wichtigkeit, Bestimmung und subjektive Auffassung der Bestimmung, ideales und empirisches Gewissen scharf auseinanderzuhalten. Auch muß es einleuchten, daß jede empirische Erfahrung, welche den Gewißheiten des ethischen Bewußtseins widerspricht, bloßer Schein sein muß. Die Absolutheit der Bestimmung und mit ihr das Recht der Ueberzeugung von einem absoluten Gewissen (das es empirisch zu erfassen gelte) steht unter allen Umständen fest. Daran kann kein Hinweis auf die empirische Genesis der empirischen Auffassung von der Bestimmung etwas ändern. Hier gründet sich unsre Ueberzeugung auf nichts anderes als auf die Tatsache der ethischen Beurteilung unsers Verhaltens, auf das imperative Sollen und damit auf das Gepacktsein von der Bestimmung selber. Auch in der inhaltlich falschen Auffassung eines Sollens, das als absoluter Imperativ gespürt wird, liegt die Gewißheit, daß es ein absolutes Sollen überhaupt gibt. Und darauf kommt alles an. Es ließe sich nun wohl noch sagen, jenes Gepacktsein von einer absoluten Autorität sei doch trotz aller imperativen Gewalt eben auch nur eine Art des Erlebens und damit etwas Subjektives; so sei es möglicherweise noch zweifelhaft, ob dieser subjektiven Ueberzeugung auch wirklich etwas „Objektives“, eine in diesem Sinne absolute Bestimmung, entspreche. Aber für den, der von seiner Bestimmung so oder so ergriffen ist, ist jener Zweifel nicht mehr möglich. Ihm ist das „Objektive“ gerade durch dieses Ergriffensein in einer Weise gegeben, der gegenüber es keine Gewißheit von höherer Strenge mehr geben kann.

Um die kleine Schrift und des Verfassers Ausführungen und Anschauungen genauer verstehen zu lernen, muß man auch von seinem vor einigen Jahren erschienenen Hauptwerke („Wissenschaft und Philosophie“) Kenntnis nehmen. In diesem sucht Häberlin nachzuweisen, wie weit man bei dem als eigentliche Aufgabe des Philosophen zu bezeichnenden Streben nach Weltanschauung auf rein theoretischem Wege kommen kann, wie man das Ziel nur auf dem Wege einer Synthese von praktischer Wahrheit mit theoretischer Erfahrung wirklich erreichen kann, und wie die Weltanschauung für den echten Philosophen als „Werkzeug“ des Absoluten auch absolut gewollt, wesentlich Forderung ist. Zum Schlusse bemerkt er da noch: „Es ist sicher, daß gerade die größten und originalsten Offenbarer praktischer Wahrheit nicht unter den Philosophen zu finden sind. Die Gaben und die Missionen sind verschieden verteilt. Die Philosophen sind vielfach die Empfangenden. Sie entzünden sich an dem gewaltigen Feuer der Propheten, die eine Seite der absoluten Wahrheit in überwältigender Reinheit und Stärke den Menschen vermitteln. Das philosophische Finden der praktischen Wahrheit ist nicht selten ein Sichanschließen an diejenige menschgewordene Offenbarung, deren überzeugende Größe den Philosophen zum Anschlusse zwingt. Auch der Philosoph empfängt viele und vielleicht die ausschlaggebenden Offenbarungen indirekt, aus den Händen derer, die »einseitig« aber unmittelbar das Absolute geschaut haben.“ — Häberlin liefert uns einen wertvollen Beitrag zu der Behandlung des Problems, „ob der Welterkenntnis oder dem sittlichen Handeln die Führung unseres Lebens und die Beherrschung unsrer Ueberzeugungen gebühre“ (Eucken, Geistige Strömungen der Gegenwart. Leipzig 1904, S. 39 ff.). Jeder, der dieses Problem ernst nimmt, wird aus der Häberlinschen Schrift „Ueber das Gewissen“ mancherlei geistige Anregung und Förderung zu schöpfen vermögen und auch wohl mehr und mehr, ja um so mehr geneigt werden, dem zuzustimmen, was Harnack in seinem „Wesen des Christentums“ zum Schlusse sagt. Adolf Häberlein

Der Aufbau. Blätter für Suchende aller Bekenntnisse, herausgegeben von Paul Eberhard. Gotha, Perthes. Gebunden 3 Mk.

Wer solch wundervollen Chor von Dichtern und Denkern, von Worten der Weisheit und innerster ureigenster Empfindung gebildet hat, wie es Paul Eberhard in seinem „Buch der Stunde“ gelungen ist, kann sicher sein, daß man begierig zuhört, wenn er selbst unmittelbar zu uns redet. Und wer diese Sammlung von sechs Betrachtungen, die er unter dem Titel „Der Aufbau“ herausgegeben hat, aufschlägt und sich von der Lektüre nicht abschrecken läßt durch die mäßige Ausstattung des Buches und einen Druckfehler gleich in der Widmung, den nur ungezogene Flüchtigkeit stehen lassen konnte, wird reichen Gewinn für sein inneres Leben haben. Zunächst wird er finden eine Fülle von trefflichsten Einzelbemerkungen, die geradezu eine jubelnde Zustimmung erwecken. So z. B. wenn er über den Christus sagt: „Das göttliche Wunder eines Heilandes, das, was ihn zum Heiland macht, das ist, daß er das, was uns nur in seltenen und höchsten Augenblicken gegeben ist, in jeder Stunde, in jedem Augenblick seines Wandels zum Ausdruck gebracht hat. Er ist dadurch im letzten nicht mehr als wir, denn was soll hier dieses gierige Vergleichen, aber er ist das Ewige reiner und schlackenloser als wir. Wir können das Göttliche in ihm gleichsam ergreifen. Wird er dadurch zu einem Mysterium? In der Restlosigkeit seines Geheiligtseins ja, in seiner Heiligkeit selbst nicht

mehr und nicht minder als alles, was uns so erfaßt, daß das Ewige und Beste in uns, unser Sein bestimmend, erweckt wird: eine große Liebe, ein hoher Gedanke, eine leuchtende Tat." Oder wenn er von dem Bösen sagt, daß es ist: „der gierig lauernde Griff nach dem letzten und sichersten Keim unserer Seele, nach dem, was einzig und allein uns Ewigkeit verbürgt: die Stimme des gellen Nein im All der Welten gegenüber von Gottes Antlitz selbst, der Berg einer Macht, die sich im unermeßlichen Raum vor Gottes Sonne stellt, das mit uns rechnet, wo ihm Tausende von uns erst einen Pfennig machen, ein gellendes Hohngelächter über uns, die wir uns wertvoll dünken."

Aber weit wichtiger noch als solche Einzelbemerkungen, die ich hier, eine schöner als die andere, spaltenweise aneinanderreihen könnte, packt die Gesamtstimmung, die aus allen Aufsätzen spricht. Es ist der gewaltige Protest des tiefreligiösen Menschen gegen allen Intellektualismus und Rationalismus; gegen jede Art „überwuchernden und um sich fressenden Nur-Denkens und der Verfälschung und Verkapselung der Seele durch diesen auf sich allein vertrauenden Intellekt." Es ist eine Stellung zum ganzen Komplex des Lebens aus dem Einklang der Seele mit Gott und der Versuch, alle Probleme aus diesem innersten Erleben heraus zu lösen. Eberhard nimmt nicht Anstoß an dieser oder jener Frage und wird nicht durch dieses oder jenes Ereignis erschüttert, sondern er durchlebt das Leben in seiner Ganzheit und erfühlt es als ein Ausströmen des Wirkens Gottes. Darum ist ihm z. B. „das Problem des Krieges in keinem Punkte ein neues, sondern es ist das uralte des Lebens überhaupt." Und weil er das wirklich erfahren hat, „daß die Seele nicht allein bleibt, daß immer wieder anderes Seelisches ungerufen in sie einströmt, dem sie nicht wehren kann und will, weil dies ihr Leben ist, an dem und in dem sie sich erwirkt", darum durchzittert ihn eine tiefe Sehnsucht, daß der Mensch zu sich selbst komme, darum kann er, der ganz und gar durchrüttelt ist von der Gewalt des Lebens, etwa das Wesen der Reue in seiner Tiefe aufweisen und das alte „Stirb und Werde" mit neuer Begründung, mit überraschender Wucht aufhellen, darum umschreibt er die Religion in ihrem Tiefsten: „Sie ist die Anerkenntnis dessen, daß es im Menschen ein Letztes gibt, nicht ein Gefühl, ein Denken oder Wollen, sondern unfaßbar für jeden Begriff ein Etwas, aus dem alles Fühlen, Wollen, Denken erst entsteht und wohin es befruchtend wieder einströmt."

Dabei sind alle Aufsätze von einer wundervollen Lebendigkeit der Sprache durchdrungen — eben der Sprache des wahrhaft lebendigen Menschen. Das klingt und schwingt und reißt den Leser mit fort, oft in solcher Gewalt, daß man gar nicht der Worte mehr achtet, sondern sich ganz einfangen läßt von solcher hinreißenden Macht der Seele. Und, wahrhaftig, es tut mir leid, zum Schluß nun doch noch ein „Aber" hinzufügen zu müssen. Man tut es nicht gern, wenn man einen Mann angehört hat, der sein Innerstes ausgesprochen hat und dabei unsre Seele in ihrem Grunde berührt hat. Doch jeder Leser, der Eberhard zur Hand nimmt, müßte sich wundern, und ich würde ein falsches Bild von Eberhards Ausdrucksweise geben, wenn ich davon schwiege. Ich meine nicht so sehr seine Art, große Fragen in einer Seite zu erledigen, so die Frage nach der Absolutheit des Christentums, so die nach der Wiederverkörperung. Vielmehr meine ich seine eigenwillige Art oft sprunghafter Gedankenfolge, seine Rücksichtslosigkeit gegenüber dem Verständnis des Lesers! Ich habe oftmals nicht ergründen können, inwiefern Eberhard jetzt auf diese Frage kommt und dann auf jene. Was ihn gerade in seinem Innern bewegt hat, das spricht er aus, ohne Bedacht auf die Durchsichtigkeit der Gedankenführung. Und vor allem: er, der oft so prachtvoll anschaulich, wunderbar konkret, in treffenden Bildern einen Gedanken verdeutlichen kann, er spricht oft seitenweise dunkel; er, der unser Innerstes packt, ermüdet durch seltsame Breite. Ich habe meine Freunde nicht dahin bringen können, einen Aufsatz von Eberhard bis zu Ende anzuhören — und wir lesen in unserem Kreis recht achtbare Bücher. Eberhard bringt sich um einen guten Teil der Wirkung. Will er zu den Suchenden unserer Zeit reden (und er kann es), dann muß er ganz anders sich verdeutlichen. Ja, ich glaube, er könnte hier von neueren Predigern und neuerer Homiletik lernen. Viele Predigten sind dürr und treiben durch ihre Dürre trotz ihrer Verständlichkeit die Hörer aus der Kirche. Eberhards Worte sind voll Glut und Leben, aber sie berauben sich selbst ihrer Wirkung, sofern nicht der Leser, allen Hindernissen zum Trotz, sich einliest und allen Eigenwilligkeiten folgt. Wer es freilich tut, hat großen Gewinn.

Ernst Moering

Lehrbuch der Psychologie. Von Theodor Elsenhans. Tübingen, J. C. B. Mohr 1912. 457 S. 15, gebunden 17 Mk.

Von den gängigen Lehrbüchern der Psychologie erscheint mir dieses das beste und praktischste zu sein. Erschöpfende Mannigfaltigkeit, ohne im Einzelwerk zu versinken, knappe sichere Darstellung, hinreichende Erörterung der verschiedenen Standpunkte und Methoden und klare Herausarbeitung der eigenen, „Experimentalpsychologie" und höhere Selbstbetrachtung, die psychischen Elementarphänomene und die feineren und höheren Leistungen des Psychischen werden gegeben. Die ästhetischen, intellektuellen, ethischen, religiösen Gefühle erhalten ihren festen Platz in der Psychologie, wenn auch ihre Entwicklung, besonders die der religiösen Gefühle, noch reichlich provisorisch bleibt. Die besonnene Stellungnahme zur „Vermögenslehre", die Kapitel über psychologische Methode, über die psychische „Anlage", über Entwicklung haben besonderes Interesse. Auf Tierpsyche und Pädologie, auf Beziehung der Psychologie zur Pädagogik (S. 389, 390, 406) wäre tiefer einzugehen, und neben der „Psychologie der Massen" wäre das Problem der sogenannten „Völkerpsychologie" zu erörtern gewesen.

Rudolf Otto

Selbstmordverdacht und Selbstmordverhütung. Eine Anleitung zur Prophylaxe für Aerzte, Geistliche, Lehrer und Verwaltungsbeamte. Von Dr. Placzek. Leipzig, Thieme 1915. 272 S. 6 Mk.

Die Klage über die erschreckende Zunahme der Selbstmorde ist allgemein. Aber mit bloßen Lamentationen ist nichts getan. Soll der Selbstmord verhütet werden, und das ist in sehr vielen Fällen möglich, dann müßten vor allem bei den irgendwie in Betracht kommenden Personen richtige Anschauungen über die Ursachen des Selbstmordes und die auf ihn hindeutenden Anzeichen verbreitet werden: auch bei den Aerzten, denn es ist leider eine Tatsache, daß die psychiatrischen Kenntnisse vieler praktischen Aerzte recht gering sind. Allen diesen kann dies Buch eines Fachmannes ausgezeichnete Dienste tun. Der Verfasser verfügt über ein großes Erfahrungsmaterial und behandelt die einschlägige Literatur sehr eingehend. Sehr wohltuend wirkt sein unbefangenes Urteil: so weist er im Gegensatz zu bekannten Psychiatern nach, daß es einen physiologischen Selbstmord gibt, der nicht die Folge von geistiger Erkrankung ist, und erkennt den hohen Wert religiöser Ueberzeugungen für die Verhütung des Selbstmordes an. Seine praktischen Vorschläge werden zum Teil Widerspruch finden, wie die Forderung der Sterilisation bei verzweifelten Fällen zur Verhütung der Vererbung, die Aufhebung der Beschränkungen für das kirchliche Begräbnis, ebenso seine Abneigung gegen Volksbildung und seine höhere Schätzung der katholischen Kiche. Seine Hauptforderung: die Einrichtung von Fürsorgestellen für Selbstmordkandidaten, die zugleich Beratungsstellen für Verlobte bilden und aus Aerzten, Geistlichen, Erziehern und Verwaltungsbeamten sich zusammensetzen sollen, verdient nachhaltigste Unterstützung. Leider ist das verdienstliche Buch durch viele Druckfehler entstellt.

Ewald Stier

Soldatenglaube. Kriegshefte zu Schutz und Trutz. Von J. Schoell. Stuttgart, Evangelischer Preßverband. Bis jetzt erschienen 12 Hefte. Einzelheft 20 Pfg., 50 Stück je 16, 100 Stück je 15 Pfg.

Trotz des Titels sind die vorliegenden Hefte nicht bloß für Soldaten, und sie besprechen nicht bloß unmittelbar auf den Krieg bezügliche Fragen. Von solchen handeln Heft 3: Die Macht der Finsternis und die Uebermacht Gottes; 4: Was ist uns Christus im Krieg? 5: Das große Sterben. An den Soldaten besonders wenden sich Heft 7: Was haben Tapferkeit und Frömmigkeit miteinander zu schaffen? 8: Was ein Feldsoldat im Krieg gelernt haben muß. Allein bei anderen Fragen ist der Krieg nur Anlaß zur Darlegung von Fragen des religiösen und sittlichen Lebens, die jeden angehen und die gegenwärtig eher Beachtung finden als vor dem Krieg; Heft 1: Fragt Gott nach uns? 2: Wie steht es mit der Liebe Gottes? 6: Der Einzelne und sein Volk. 9: Hat die Geschichte der Menschheit einen Sinn? 10: Was wir Deutsche der Welt schuldig sind. 11: Ist mit dem Tode alles aus? 12: Mehr Teilnahme am kirchlichen Leben. Das sind lauter Fragen von allgemeinstem Interesse, die vom Verfasser in einer Weise besprochen werden, die ebenso klar und verständlich wie überzeugend ist. Die Bedenken kommen alle zu Wort; auf die Schranken unseres Wissens wird deutlich hingewiesen. Um so wirksamer ist die Darlegung der Kraft und Wahrheit unseres Glaubens und der Appell am Gemüt und Gewissen. Wer in Lazaretten, Arbeiter-, Männer- und Jünglingsvereinen zu tun hat, findet an diesen Heften einen wertvollen Mitarbeiter.

Faut

Deutschland im Urteil des Auslandes früher — und jetzt. Unter Mitwirkung der Universitätsprofessoren Bernheim, Brandl, Deutschbein, Dibelius, Eucken, Dyroff, Franz, Haas, Herre, Hildebrandt, Hoeniger, Jäger, Köster, Kluge, Lamprecht, Meinecke, Rein, Schäfer, Stimming, Unger, Vetter, Wechsler, von Wilamowitz-Möllendorf herausgegeben von Heinrich Fränkel. Mit Geleitworten von Peter Rosegger, Gustav von Schmoller und Wilhelm Waldeyer. München, Georg Müller. 320 S. 3, gebunden 4 Mk.

Das ist ein verdienstliches, noch mehr: ein tröstliches Buch. Es ist geschrieben zur Ehre des deutschen Namens und zeigt an dem Urteile berühmter Ausländer, von Cäsar an bis in die unmittelbare Gegenwart, welche Anerkennung deutsche Kultur und deutsche Sitte und Art in der Welt gefunden haben. Es ist bedeutsam, daß über die Hälfte der Stimmen aus England, Frankreich und dem englischen Nordamerika kommen, nicht wenige von den englischen aus der Zeit des Krieges selbst. So vergiftend auch die Kriegspsychose dort gewirkt hat — glücklicherweise hat sich das Buch nur mit einigen wenigen Beispielen dafür belastet —, es ist doch eine große Gemeinsamkeit des Fühlens und Empfindens zwischen den führenden Geistern der westlichen Völker Europas vorhanden, und das gibt Hoffnung darauf, daß die zerstörten Brücken wieder gebaut werden, wenn die Kriegsleidenschaften verrauscht sind. Was hier geboten wird, ist natürlich nur die eine Seite der Sache: aber daß es sie gibt, ist das Tröstliche. Es hat nicht alles den gleichen Wert, was hier angeführt wird: Chamberlain sollte nicht als englische Stimme gewertet werden, eine Kaisergeburtstagsrede von Graf Okuma ist keine japanische Stimme über Deutschland, und ein bewunderndes Urteil über Goethe noch nicht eins über das deutsche Volk. Aber dafür könnten die 280 ausländischen Stimmen noch leicht um ein gutes Hundert vermehrt werden, und auch so machen sie in ihrer Masse einen aufrichtenden Eindruck. Die Gefahr liegt nahe, daß sie uns zur Selbstüberhebung führen könnten: in etwas hat der Verfasser selbst vorgebeugt, indem er die Fremdtümelei und die Trunksucht als das hervorhebt, was den Ausländer beim Deutschen abstößt, und Wilhelm Waldeyer sagt in seinem Vorwort die beherzigenswerten Worte: Möchten alle Deutschen, die das Buch lesen, sich fragen, ob sie stets das Ihrige dazu getan haben, der günstigen Urteile, die sie darin finden, sich wert zu

erweisen, und möchte so Jeder dazu beitragen, daß die uns zuerkannten guten Eigenschaften unserer heranwachsenden Jugend bewahrt bleiben für und für!" Mit solcher Vorsicht genossen, ist das Buch lesenswert und gut. Ewald Stier

Kriegs-Literatur.

Karl Hesselbacher: Im Flammenglanz der großen Zeit. Erlebnisse von Kriegsteilnehmern. Zwei Bändchen. Stuttgart, Evangelische Gesellschaft. 115 und 200 S. 0,80 und 1,10 Mk.

Oberpfarrer Dr. Hoepel: Welchen Segen hat der Krieg bisher unsern Gemeinden gebracht? Und wie ist dieser Segen zu bewahren und zu mehren? Referat auf der Magdeburger Kreissynode am 18. Oktober 1915. Magdeburg, E. Baensch jun. 20 S.

D. F. Jacobi: Ein Heimatgruß zum Pfingstfeste. Potsdam, Stiftungsverlag. 24 S. 10 Pfg. Partiepreise.

Ludwig Jacobskötter: Tagebuchblätter eines Daheimgebliebenen. Dritter Teil. Leipzig und Hamburg, Schloeßmann. 126 S. 2 Mk.

Joh. Jüngst: Zwei für das Vaterland gefallene Brüder. Von ihrem Vater. Gotha, Perthes. 89 S. 1 Mk.

Fr. Th. Körner: Die inneren Werte des deutschen Soldaten. München, Beck. 44 S. 60 Pfg.

Professor D. Loofs: Osterglaube ist Ewigkeitsgewißheit. Predigt. Halle, Gloeckner und Niemann. 12 S. 15 Pfg. Partiepreise.

Major Ernst Moraht: Tage des Krieges. Militärische und politische Betrachtungen 1914—1916. Band 1. Berlin, Hutten-Verlag. 329 S. 5, gebunden 6 Mk.

Dr. Conrad Müller: Deutscher Seeheldensang im Weltensturm. Sammlung. Potsdam, Stiftungsverlag. 32 S. 10 Pfg. Partiepreise.

Hermann Platz: Krieg und Seele. Drei Kapitel. Herausgegeben vom Sekretariat Sozialer Studentenarbeit. M. Gladbach, Volksvereins-Verlag. 64 S. 1,20 Mk.

Hans Schnieber: Zur Verständigung über den Gemeindegedanken. Vortrag. Leipzig, Strauch. 32 S. 50 Pfg. Eine frisch geschriebene Empfehlung der Konferenz für evangelische Gemeindearbeit und ihrer Ziele.

Direktor D. Dr. Jakob Schoell: Soldatenglaube. Kriegshefte zu Schutz und Trutz. Heft 5: Das große Sterben. 6: Der Einzelne und sein Volk. 7: Tapferkeit und Frömmigkeit. 8: Was ein Feldsoldat im Krieg gelernt haben muß. Stuttgart, Ev. Preßverband. Je 24 S. 20 Pfg. Partiepreise. Siehe Sp. 472.

Wilhelm Schwaner: Todtrotzend kämpfen! (Kriegsbücher aus Upland). Potsdam, Verlag Neudeutschland. 96 S. 1 Mk.

Heinrich Steinhausen: Von stillem Leiden und bescheidenem Glück. Leipzig, Ungleich. 195 S. 2,50, gebunden 3,75 Mk.

Dr. Wilhelm Stekel: Unser Seelenleben im Kriege. Psychologische Betrachtungen eines Nervenarztes. Berlin, Otto Salle. 168 S. 2 Mk. Besprechung vorbehalten.

Prof. Dr. Max Stock: Mehr Schularbeit — weniger Schularbeiten! Mit einem Vorwort von Dr. Th. Lenschau. Oldenburg i. Gr., Gerhard Stalling. 56 S. 90 Pfg.

Hans von Volkmann: Allerlei Losung für Kampf und Frieden. Stuttgart, Ev. Preßverband. 48 S. 40 Pfg. Partiepreise. Ausgabe für Kriegsgefangene mit entsprechenden Aenderungen.

D. Joh. Warneck: Menschenohnmacht und Gotteskraft. Kriegserfahrungen der deutschen Mission. Berlin, Warneck. 32 S. 30 Pfg.

Dr. Karl Weidel: Weltleid und Religion. Zwei Abhandlungen. Magdeburg, Karl E. Klotz. 118 S. 1,50 Mk.

Wilhelm Westedt: Zur Kriegszeit um die Welt. Zehn Monate im feindlichen und neutralen Auslande. Mit Bildbeigaben. Leipzig, Hesse und Becker. 124 S. 1 Mk.

Kirchenrat Lic. Fr. J. Winter: Deutsch-lutherisches und englisches Christentum. Vortrag. 36 S. 80 Pfg.

Pfarrer Wolff-Aachen: Krieg, Christentum und Kirche. Synodalvortrag, erstattet auf der Kreissynode zu Eupen 1915. Eupen, Braselmann. 22 S.

Der Europäische Krieg in aktenmäßiger Darstellung. Herausgegeben von Dr. F. Purlitz. 19. Lieferung. Januar 1916. Leipzig, Felix Meiner. 228 S. 6 Mk.

Kleine Mitteilungen. Eine Erntebitte in Kriegszeit, zu singen nach der Melodie „Mache dich, mein Geist, bereit" bietet Pfarrer Lic. Dr. Violet in Berlin. Man beziehe die Blätter von der Druckerei Süd-Ost Berlin SO 33, Wrangelstr. 86: 100 Stück 2 Mk.; 200 3,50; 500 5 Mk., dazu das Porto. Das Lied, sieben Strophen umfassend, wird den Gemeinden willkommen sein. Die erste Strophe lautet:

Großer Sämann, der die Flur
Durch sein Wort erschlossen,
Unter dessen Schrittes Spur
Segen rings entsprossen,
Dankbarlich
Loben Dich
Deiner Allmacht Gaben,
Die uns Menschen laben.

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft
Protestantischer Schriftenvertrieb Berlin-Schöneberg

Nr. 5. Irupa virupatu oder die Zwanzig in zwei Versmaßen. Uebersetzt von Lic. H. W. Schomerus — Eine Bibliographie des Buddhismus. Von Prof. D. Haas, Leipzig — Die katholische Mission im Kriege. Von Pfr. Lic. Müller, Breslau — Aus der Mission der Gegenwart — Aus dem Vereinsleben — Halbjahrsbericht des Sup. D. Schiller, Kioto — Bücherbesprechungen — Aus Zeitschriften und Jahresberichten — Eingegangene Bücher.

Heute Abend 9 Uhr ist meine liebe Frau, unsere Mutter, Schwester und Schwägerin

Bertha Dörries** geb. **Rehmann

nach langem schwerem Leiden im 48. Lebensjahre heimgegangen.

***Hannover-Kleefeld**, den 6. Juni 1916*

Im Namen der Hinterbliebenen
***Bernhard Dörries**, Pastor*

Soeben erschien:

Bilder aus der Kriegsarbeit der Frauenhülfe

Von M. Kuhls. 10 Pf. (Porto 3 Pf.)

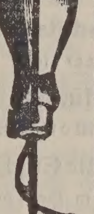
Inhalt: 1. Bahnhofsdienst. 2. Sammelstelle für Liebesgaben. 3. Ostpreußen. 4. Ernährung in Kriegszeit. 5. Helferinnen u. Schwestern fürs Ausland. 6. Invalidentag.

Stiftungsverlag in Potsdam

Evangelische Kurprediger gesucht für die Monate Juli, August bis 15. September von Thermalbad Hofgastein. Näheres durch **Hermann Nägelsbach**, Buchhändler, **Hofgastein** (Salzburg).

Probenummern
der Christlichen Welt versendet jederzeit unentgeltlich der Verlag.

Näh-Ahle „Juwel"
D. R. G. M. + Patent.
Österr. u. ungar. Pat. angem.



Jeder sein eig. Reparateur! **Sie näht Steppstiche wie eine Nähmasch. Größte Erfindung, um Leder, Felle, Leinwand usw. mit der Hand zu nähen. Zum Reparieren von Schuhen, Geschirr, Sätteln, Segeln, Zelten usw. Preis p. St. aus Metall mit 3 verschiedenen Nadeln und Faden**

Mk. 3.50

unter Nachn. Porto u. Verpack frei
Ständig viele Anerkennungen.
Bitte beim Ankauf zu beachten: Die Ahle „Juwel" ist stets aus Metall, ist von unbegrenzt. Dauerhaftigkeit und unübertreffliches Original-Fabrikat, kann deshalb niemals mit wertlosen, hölzernen und billigen Nachahmungen verglichen werden!
Gen.-Vertr. f. Kgr. Preußen
O. Schmid, München
Bayerstr. 46/52

Stellenausschreibung

Die Stelle des Predigers am Arbeitshause in Berlin-Lichtenberg soll wieder besetzt werden. Der Stelleninhaber hat daneben die Seelsorge in dem ebendaselbst belegenen Friedrich-Wilhelm-Waisenhaus Rummelsburg auszuüben. Die Vereinigung beider Pfarrstellen zu einer steht in Aussicht. Das Diensteinkommen für beide Tätigkeiten (am Arbeitshaus und der Waisenanstalt) entspricht dem Gehalt der Berliner Geistlichen an den zuschussbedürftigen Gemeinden (4500 Mk. — 8500 Mk. in 24 Jahren einschliesslich 1500 Mk. Mietentschädigung). Dienstwohnung wird nicht gewährt.

Ordinierte Bewerber wollen ihre Gesuche bis Ende Juni 1916 bei dem unterzeichneten Magistrat einreichen.

Berlin, den 30. Mai 1916

Magistrat
der Königlichen Haupt- und Residenzstadt
Reicke

Im Verlag **Gräfe & Unzer**, Königsberg i. Pr., Paradeplatz, erschien:

„Was wir in der Russennot 1914-15 erlebten."

Zweiter Band. 22 **neue** Berichte ostpreußischer Pfarrer mit 9 Kunstbildern, gesammelt und herausgegeben von **Lic. theol. Nietzki**, Dompfarrer. Ein starker Band **kartoniert 3 Mk.**

(Berichte aus Allenburg, Domnau, Gerdauen, Goldap, Gumbinnen, Lötzen, Lyck, Memel, Nordenburg, Pillkallen u. a. Zehn Monate in russischer Gefangenschaft. Von Pfarrer B.)

Der Ertrag dient der inneren Ausstattung der verwüsteten Kirchen.

Arbeitsfreudige junge Mädchen (18—35 Jahre)

mit guter Schulbildung werden zur **Ausbildung als Schwestern** für die sächsischen Heil-, Erziehungs- und Krankenanstalten gesucht. Staatsanstellung, gutes Gehalt. Pensionsberechtigung. Aufnahmebedingungen werden versendet.

Oberpfarrer Naumann, Rektor des Kgl. Schwesternhauses, Hubertusburg b. Wermsdorf, Bez. Leipzig.

Verlag der Christlichen Welt, Marburg i. H.

Sonderdrucke aus der Christlichen Welt:

Die Zustände in Nordschleswig
Von Johannes Tiedje 1909 — Mk. 1,30

Ueber monistische Ethik. Eine Abwehr
Von G. Fraedrich 1912 — Mk. 0,80

Quousque tandem! Kritische Bemerkungen zum Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten
Von Sanitätsrat Dr. Brennecke 1912 — Mk. 0,50

Die deutsche Freimaurerei
Von Johannes Tiedje 1913 Vergriffen! — Mk. 0,80

Die Wahrheitselemente in der Mystik
Von Johannes Herzog 1913 — Mk. 0,80

Unsre Pflicht zur Politik
Von Martin Rade 1913 — Mk. 0,80

Von der Hexe, die eine Heilige war
Von Agnes Günther 1913 — Mk. 1,50

Zum Verständnis der elsässischen Seele
Von C. Scheer 1914 Vergriffen! — Mk. 0,40

Katechismus für den teutschen Kriegs- und Wehrmann
Von Ernst Moritz Arndt 1914 Vergriffen! — Mk. 0,25

Die Türken, die Engländer und wir deutschen Christen
Von Wihelm Herrmann 1915 — Mk. 0,50

Politische Kriegsfürsorge
Von Kurt Wolzendorff 1915 — Mk. 0,50

Christenglaube in Krieg und Frieden. 1. Im Krieg
Von Martin Rade 1915 — Mk. 1,30

Was heißt „Liebet eure Feinde"?
Von Theodor Birt 1915 — Mk. 0,40

Zwei Schicksalsfragen: 1. Vom Schicksal der Werte 2. Vom Werte des Schicksals
Von Paul Jaeger 1916 — Mk. 1,--

Evangelisches Fröbelseminar Cassel

I. **Anerkannte Frauenschule.**
II. **Anerkanntes Seminar zur Ausbildung von Kindergärtnerinnen und Jugendleiterinnen.** Mit staatlicher Abschlußprüfung.
III. **Töchterheim-Hausmutterschule.** Prospekt und Broschüre durch die Anstaltsleitung.

Für das Kuratorium: **Mühlmann**, Geh. Regierungs- und Schulrat.

Preußischer Beamten-Verein
in Hannover
(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Lebensversicherungsanstalt für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geistlichen, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Apotheker, Ingenieure, Architekten, Techniker, kaufmännische Angestellte und sonstige Privatangestellte.
Versicherungsbestand 438 893 710 M. Vermögensbestand 183 970 000 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei längerer Versicherungsdauer mehr als die Jahresprämie betragen können, beginnt mit dem ersten Jahre. Die für die ganze Dauer der Lebens- und Rentenversicherungen zu zahlende Reichsstempelabgabe von 1/2 % der Prämie trägt die Vereinskasse.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb niedrigste Verwaltungskosten.

Wer rechnen kann, wird sich aus den Drucksachen des Vereins davon überzeugen, daß der Verein sehr günstige Versicherungen zu bieten vermag und zwar auch dann, wenn man von den Prämien anderer Gesellschaften die in Form von Bonifikationen, Rabatten usw. in Aussicht gestellten Vergünstigungen in Abzug bringt. **Man lese die Druckschrift: Bonifikationen und Rabatte in der Lebensversicherung.**

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch

Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen

NEUIGKEITEN

aus dem Verlag von

J. C. B. MOHR (Paul Siebeck) und der H. LAUPP'schen Buchhandlung in TÜBINGEN

Kürzlich wurde ausgegeben der zweite durchgesehene Abdruck von

Jesus

von

D. Paul Wernle
Professor in Basel

8. 1916. Gebunden M. 5,—

Früher erschien:

Jesus und Paulus

Antithesen zu Boussets Kyrios Christus

von

D. Paul Wernle
Professor in Basel

(Separatausgabe aus „Zeitschrift für Theologie und Kirche". 25. Jahrgang. 1915. Heft 1/2)

8. 1915. M. 2,40

Demnächst erscheinen:

Karl Heussi:

Hilfsbuch für den evangelischen Religionsunterricht an höheren Lehranstalten

Erster Teil

Einleitung in die Bibel

8. M. —. Gebunden M. —

Die „Einleitung in die Bibel" ist ein Seitenstück des Verfassers zum „Abriß der Kirchengeschichte". Das Hilfsbuch soll die wichtigsten Voraussetzungen für das Verständnis der Bibel in übersichtlicher Anordnung bieten, im übrigen aber der freien Behandlung des Stoffes durch den Lehrer keinerlei Beschränkung auferlegen. Der Verfasser begrenzt seine Aufgabe dahin, daß er nur die Kanon-, Text- und Literaturgeschichte des Alten und Neuen Testamentes behandelt. Eine chronologische Uebersicht über die Haupttatsachen der israelitisch-jüdischen und der urchristlichen Geschichte ist hinzugefügt.

D. Hermann Gunkel
Professor an der Universität Gießen

Esther

Mit einem Plane im Text
1.—4. Tausend

Religionsgeschichtliche Volksbücher für die deutsche christliche Gegenwart. Begründet von **Friedrich Michael Schiele.** II. Reihe. 19/20. Heft

8. M. 1,—. Gebunden M. 1,30

Das Buch Esther ist in weiten Kreisen der Gebildeten nicht völlig gewürdigt. Es gibt aber sehr viele der wichtigsten Aufschlüsse über das spätere Judentum; außerdem ist das Estherbuch w rtvoll für politische und Kulturgeschichte und Erzählungskunst. Besonderes Interesse gewinnt der Stoff dadurch, daß an dem Orte, wo die Esthererzählung spielt, soeben neue Ausgrabungen stattgefunden haben.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.